

# Hyänen, History und Macchiato

- von Arba Minch nach Harar -

*Kein Strom in Harar. Was so viel bedeutet wie keine Chance auf einen leckeren „Macchiato“ im Hotel. Höchste Zeit, diesen Balkon zu verlassen, raus zu gehen, ein schönes Straßen-Café mit hauseigenem Generator aufzusuchen, eine funktionierende Kaffee-Maschine zu finden, einige Zeilen zu Papier zu bringen...*

## Macchiato-Geschichte

Angeblich sind die äthiopischen Kaffeebohnen ja die besten der Welt, behauptet man zumindest hier, und es könnte durchaus stimmen. Das Herz des Kaffee-Liebhabers schlägt am Horn von Afrika jedenfalls höher, nicht nur schneller: schon beim Anblick jener alten unkaputtbaren italienischen Maschinen. Nicht selten nehmen sie einen ganzen großen Tresen ein, sind Mittelpunkt eines jeden Gastronomiebetriebes, füllen im Laufe der Jahrzehnte abertausend, vielleicht Millionen winzig kleine Gläschen mit dem leckeren Extrakt.

Als einziges Land auf dem afrikanischen Kontinent war Äthiopien nie Kolonie. Bedeutendste Grundlage eines zu allen Zeiten ungebrochenen Nationalstolzes: die Schlacht von Adua 1896, als die versammelte italienische Streitmacht mit nur 40 veralteten abessinischen Kanonen vernichtend geschlagen und aus dem Land geworfen werden konnte. Das erste und historisch einzig nennenswerte Mal, dass eine moderne Macht einer Armee von „Wilden“ unterliegen sollte – ganz Europa unterlag, erlitt einen kollektiven kolonialen Schock.

Von nun an galt das äthiopische Hochland über Jahrzehnte als mythische, mit konventionellen Mitteln nicht einnehmbare Festung, als nicht unterjochbarer Teil des schwarzen Kontinents. So begann man sich mit den Gegebenheiten zu arrangieren, buhlte am Kaiserhof um politische Verträge und große Aufträge: Undercover-Agent Lawrence von Arabien war für die Briten hier aktiv, wollte Einfluss nehmen und scheiterte. Ein Schweizer brachte es hingegen zu Minister-Ehren, ein Deutscher zum einflussreichsten Baumeister von Addis Abeba, seine Frau sogar zur kaiserlichen Hofdame, als es darum ging, die einfache Frau des Ras Tafari für Auftritte auf internationalem Parkett zu schulen, die Kaiserkinder europäisch zu erziehen.

So mancher Historiker ist sich heute sicher, dass spätestens mit der Schlacht von Adua der große Gedanke der Kolonialisierung vom Zeitlichen gesegnet wurde. Und selbst als Italien nach Einführung der Luftwaffe seine Chancen doch noch einmal gekommen sah und unter Mussolinis Oberbefehl die unverwundene nationale Schande zu tilgen suchte, halb Äthiopien mit Bombenteppichen überzog, blieb der *Duce* hier nicht lang an Kaisers statt: Nach nur sechs Jahren kam Haile Selassie zurück aus dem Londoner Exil. Im Reisegepäck die damals alles überragende Streitmacht Großbritanniens.

Äthiopien wurde wieder unabhängig und reifte trotz der Unzulänglichkeit des Landes weiter zu einer nicht unbedeutenden Sondermacht auf dem weltpolitischen Parkett. In der Folgezeit wurden koloniale Einflüsse nicht schmerzlich erfahren, sondern – gut dosiert – durch Geschäfte und bilaterale Verträge eingekauft. Haile Selassie sprach als Anwalt des ganzen Kontinents mehrmals vor Völkerbund und Vereinten Nationen, und seine humanistische Vision eines autonomen Afrika, einer unumkehrbaren Abschaffung der Sklaverei fiel dort auf fruchtbaren Boden. Lediglich seine Forderung nach Reparationen bleibt bis heute ungehört.

Was die verhassten Italiener hier gelassen haben, ist ein nur an wenigen Stellen deutlich sichtbarer Einfluss auf die Architektur: einige altklassische Gebäude, der Hang zu Straßencafés, vereinzelte schön angelegte Gärten und jedenfalls diese großartigen Kaffeemaschinen.

Jene, die gerade mein nächstes Glas Macchiato aushaucht, sieht so aus, als stamme sie noch original aus Zeiten der Faschisten. Das Gläschen trinke ich ohne Zucker. Zu wohlschmeckend, als dass man den natürlichen Geschmack verändern wollte...

## Arba Minch

Die südlichste Station dieser Reise nannte sich Arba Minch. Die Straße dorthin ist laut Landkarte eine neue und trotzdem eine nationale Katastrophe. „Yemeneh“, der für die nächsten Tage zu unserem persönlichen, streng evangelischen und Luther-Bibelfesten Freund werden sollte, landet nach einem weiteren Schlagloch zufällig neben mir und flucht: der Staat hätte eigentlich schon genügend Gelder für die „neue Straße“ zur Verfügung gestellt! Die mit der Umsetzung der jeweiligen Bau-Abschnitte betrauten Provinz-Bürokraten hätten aber in die eigene Tasche gewirtschaftet, einen Großteil unterschlagen und am Material gespart. Der schöne Schein einer neuen pechschwarzen Teer-Schicht wurde nur auf Lehm gebaut und hielt gerade so lange, wie äthiopische Bürokraten brauchen, um sich ihre Orden abzuholen und nach Südamerika umzusiedeln.

Yemeneh muss es wissen, immerhin ist er voll ausgebildeter und fertig studierter Bauingenieur. Sein Einstiegs-Gehalt von umgerechnet 110 US-Dollar brutto wurde kürzlich aus betriebswirtschaftlichen Gründen um 20% reduziert. Was ihn restlos demotiviert - aber gar keine Arbeit wäre in einem Land ohne Sozialstaat noch viel schlimmer.

Angesichts seiner spartanischen und nicht gerade wasserdichten Behausung kommen einem fast die Tränen: 10 Quadratmeter, ein Bett, auf dem wir sitzen dürfen, eine Wäscheleine darüber, ein verrosteter Stuhl, ein zusammengenageltes Regal für die vielen Lehrbücher, ein Moskitonetz, kein Putz an den Wänden - im Gesamteindruck aber doch ein ehrenwertes Zimmerchen in optimaler Ordnung.

Dieser tristen Realität steht Yemenehs seltenes Glück einer festen Anstellung gegenüber: Die größte Hürde, der Berufseinstieg ist geschafft. Andererseits weiß er ganz genau und spricht es deutlich aus: diese kleine Hoffnung auf etwas Wohlstand, eine kleine Familie vielleicht, ist nichts weiter als eine Hoffnung; Esperanza, Ambitionen.... Yemeneh ist nur einer von zahllosen hervorragend ausgebildeten Kindern seiner Generation.

Hobbies: Abendschule, Bibel-Studium und manchmal danach noch englische Fußball-Stars in der Gemeindehalle.

Aber Yemeneh mag Arba Minch nicht: Er verspürt hier Rassismus, wie er sagt. Die Hiesigen im Gebiet der „Southern Nations“ schließen ihn, der aus der Zentral-Provinz „Shoa“ kommt, aus - sie schneiden ihn, treten ihm sogar feindlich gegenüber und meinen, ein Anrecht darauf zu haben, ihn eher auszubeuten als die eigenen Leute.

Wilde, teilweise rohe, ungehobelte, manchmal schlichtweg unzivilisierte Menschen kommen hier in der Hauptstadt des Südens zusammen. Ihr Auftreten uns gegenüber ist eine schwierige und ambivalente Mischung: Einerseits wollen sie sich keinesfalls von den Weißen vereinnahmen, schlimmstenfalls verändern lassen. Andererseits hat sich inzwischen selbst bei den Eingeborenen-Stämmen im weit abgelegenen Omo Valley herumgesprochen, dass es Geld bringt, Touristen ungestraft an sich heran zu lassen („One photo, one Birr“).

Aber lassen wir die Kirche im Dorf der Eingeborenen: Nicht, dass wir an anderen Stellen dieser Welt nicht auch schon wesentlich unangenehmer empfangen worden wären als hier in Arba Minch. Das Problem sind sicher nicht die Menschen, die überwiegende Anzahl ist auch hier nett, zuvorkommend und hilfsbereit. Es war eher das hier noch junge und unausgereifte touristische Konzept, das nicht dem unseren entsprach. Es ist kein gutes Konzept, bei dem der Tourismus für jeden Einheimischen, der damit zu tun haben möchte, zu nichts weiter als schnell verdientes Geld verkommt und somit zu unnötigen Abhängigkeiten führt...

Am zweiten Tag hatten wir Arba Minch dann schon ein bisschen lieber und am dritten Tag hatte sich endgültig herumgesprochen, dass wir nicht gedenken, auf der großen Pauschal-Touristen-Galeere anzuheuern. Von da an galten wir als Exoten, alles wurde einfacher, und übrigens: die Vorzüge dieser Stadt sind nicht zu leugnen!

Beispielsweise gibt es zwei wirklich gute Hotels: das eine modern, privat geführt und schon heutzutage in der Off-Season voll mit Bleichgesichtern - das Zweite eine nahezu aufgegebene Bastion großer alter Zeiten: Die Stunden auf der riesigen Terrasse des „Hotel Bekele Molla“ werden sowohl für uns als auch für die dort marodierende Pavian-Bande (und die sie verzweifelt mit Besen von unserem Frühstück fern halten wollenden Zimmermädchen) auf immer unvergessen bleiben.

Mit jedem denkbaren Flair thront dieses Hotel hoch über der so genannten „Brücke Gottes“, einem schmalen, vielleicht kilometerbreiten Streifen Land, der den knapp 100 Kilometer langen Abaya See im Norden von dem für seinen Krokodil-Reichtum bekannten Chamo See im Süden trennt. Dahinter nur noch die Savanne des kleinen und – nicht nur von uns, sondern auch ansonsten - bisher nur wenig besuchten Nechisar National Parks mit seinen 320 Vogel-Arten, Anubis- und Colobus-Affen, afrika-

nischen Jagdhunden, großen Zebra-Herden, Gazellen, Kudu-Anthilopen, den monogam lebenden „Guenther-Dik-Diks“, Leoparden, Schakalen und abessinischen Löwen.

Der hier 70-fache Eintrittspreis für Bleichgesichter sowie die horrenden Kosten für den zwingend notwendigen Jeep, stoßen uns ab – und doch zieht uns ganz allgemein in diesem Land gerade die Fauna in ihren Bann! Immer wieder sieht man Tiere, die man nie zuvor gesehen hat. In Arba Minch waren dies neben der obligatorischen Vogel- und Affenwelt hauptsächlich Krokodile und Nilpferde: Zwei Stunden haben wir gespannt in einem Ausguck am Abayasee verharrt, vor dem täglich zur immer gleichen Tageszeit eine Nilpferd-Herde vorbei zieht. Nicht, dass wir mehr gesehen hätten als auftauchende Köpfe relativ weit draußen im See, aber vielleicht war gerade diese Distanz von Vorteil: In Afrika gibt es keine Tiere, die mehr Menschen töten als die lieben Happy Hippos.

## Nazret

Weiter ging es in einer – so gewaltig nicht geplanten – Gewaltfahrt in Richtung Osten. Unser einziger Zwischenstopp (eigentlich waren zwei ganz andere geplant) nannte sich Nazaret, im Volksmund „Nazret“ und zeichnete sich weniger – wie man angesichts des Namens meinen könnte – durch Kirchliches oder besonderes Christliches, sondern vielmehr durch einige sehr säkulare Vorzüge aus: modern möchte man fast sagen, mit guten „Facilities“ („Möglichkeiten“), wie man hier alles nennt, was irgendwie möglich gemacht werden kann: angefangen bei der Klospülung, über gutes Essen, bis hin zum Internet.

Nur einige historisch-exkursive Bemerkungen zu dieser auch ansonsten nicht gerade schlechten Stadt: Sozialistisch sieht sie aus. Vermutlich maßgeblich subventioniert vom so genannten

„Derg“ (Komitee), einer ursprünglich rein militärisch-revolutionären Gruppierung, die in meinem Geburtsjahr 1974 Haile Selassie und mit ihm die komplette salomonische Dynastie vom Thron stoßen sollte. Begründet wurde diese Revolution damit, dass der alte Kaiser die große (aber weitgehend unbekannte) Hungersnot der 70er Jahre vor der Welt und dem eigenen Volk verschwiegen hatte. Sein letzter unverzeihlicher Fehler - war diese Dürreperiode doch kaum weniger vernichtend als die darauf folgende der 80er Jahre, die das weltweite Bild Äthiopiens bis heute – übrigens zu Unrecht – prägt.

Nach 55 Jahren als unumstrittenes politisches Oberhaupt seines Landes wurde das Leben Haile Selassies, dieses schwächlichen, mächtigen Mannes auf äthiopische Weise beendet, vom großen Vorsitzenden des Derg höchstpersönlich und eigenhändig ausgelöscht. Und die Wahrscheinlichkeit, dass die nicht abflauen wollenden Gerüchte der historischen Wahrheit entsprechen, ist relativ hoch: dieser gewisse „Mengistu“ hätte des Emperors Leiche unter seiner Toilette vergraben. Jedenfalls wurde ab 1975 der „Ring des Salomon“ am Mittelfinger des neuen starken Mannes gesehen, der – wie sollte es auch anders sein – nicht lange gebraucht hatte, um festzustellen, dass es ihm persönlich dann doch eher um persönlichen Machterhalt als die nach außen hin proklamierte sozialistische Idee ging.

Weil er sich aber nichts nachsagen lassen wollte, enteignete Mengistu die bis dahin allmächtige äthiopische Kirche und verteilte das Land unter dem Volk. Vorsichtshalber ließ er selbiges dann aber doch streng planwirtschaftlich ausbluten, um mit den Steuereinnahmen aus dieser so genannten „Bodenreform“ Monumente und sozialistisch-futuristische Häuser zu bauen, wie sie heute Nazret zieren.

Rückblickend empfinden die Äthiopier dieses sozialistische Intermezzo als zerstörerisch, verheerend und eine große Leidenszeit. Und doch dauerte es geschlagene 15 Jahre bis zur Konter-

revolution. Mengistu kam ohne Prozess davon und lebt heute unter dem persönlichen Schutz Bob Mugabes in Zimbabwe. Seitdem übt sich in Äthiopien eine noch sehr junge Demokratie basierend auf römischem Recht. – Was allerdings ein eigenes Kapitel für sich bedeuten würde...

Dire Dawa

Weiter geht es im Minibus – 10 Sitze, 20 Leute – nur lächerliche zehn Stunden auf einem sehr gut ausgebauten Highway Richtung Osten; Grand-Canyon-Feeling inklusive.

Hallo, Dire Dawa - ein Geheimtipp! Für Freunde gestriger Architektur ein Augenschmaus, fast schon eine kleine Sensation:

Im Gesamtbild hübsch wie Florenz, manchmal wie Venedig (nur sind die riesigen Flüsse zur Zeit bis auf den letzten Tropfen ausgetrocknet). Gelingt es einem aber - trotz dieser ganzheitlichen Schönheit - seine Augen auf Fokus einzustellen, dann überkommt einem Dire Dawa an manchen Stellen schlichtweg babel'esk: die wilden Märkte mit ihren bunt gekleideten Oromo-Frauen, die prächtigen arabischen Tore aus dem Mittelalter, die alte mediterrane Medina mit ihren über den steilen Gassen in allen Farben blühenden Bäumen.

Sardinien, Knossos, Korsika, irgendetwas in dieser Richtung, nur streckenweise überwältigend islamisch!

Wir wohnen im ersten (nicht gerade besten) Hotel am Platz. Dem „Ras Mekonnen“, dort, wo am Anfang des vergangenen Jahrhunderts schon die ersten Europäer abgestiegen waren. Sie kamen über den Suezkanal und letztlich mit der von Franzosen nach 20-jähriger Bauzeit vollendeten Eisenbahn „Djibouti-Addis Abeba“, schleppten sich erschöpft die letzten 50 Meter über den Place de la Gare und nahmen eben hier Quartier. Längst vergangene Zeiten.

In der Zwischenzeit hat dieses Haus zumindest sein sanitäres Innenleben weitestgehend aufgegeben: kein fließendes Wasser, behelfsweise hunderte gefüllte 1,5 Liter-Plastik-Flaschen im ganzen Stockwerk verteilt. Und doch hält wenigstens der in Indien ausgebildete Hotel-Manager die Fahne seiner großen Hotelier-Familie weiterhin nach oben. Läge er nur nicht ständig im Clinch mit seinen viel zu vielen und ausschließlich weiblichen Bediensteten, die er nicht kündigen oder richtig runter machen kann, weil sie allesamt mit ihm verwandt sind. Die nichts mehr auf die – zugegeben so gut wie erledigte – internationale Tradition des großen Hauses geben, den Gästen das Essen nur so auf die Tische knallen und sich in den Zwischenzeiten gelangweilt die langen Fingernägel puhlen. – Ob man als Gast bei einem Preis von 1,15 Euro pro Person pro Nacht allerdings auch nur einen Funken mehr verlangen kann als dieses angenehme alte Zimmer samt prächtigem Balkon, ist durchaus fraglich.

Vor diesem Balkon scheinen die Fäden der Welt zusammenzulaufen: Mitten auf dem Place de la Gare, keine 20 Meter weit entfernt, thront vor dem Hintergrund des alten Bahnhofs - von italienischen Stadtplanern zentriert - das Denkmal einer alten tarnfarbenen Lokomotive. Wahrzeichen eines glorreichen Ost-Afrika, mehr Lokomotive als Denkmal, ein Schlachtross, jederzeit bereit, von ihrem unwürdigen Sockel loszudampfen.

Und wie sollte es anders sein: In dieser Lokomotive wohnt - zumindest schläft – ein Mann. Ich nenne ihn den Lokomotiv-Führer, Kerk nennt ihn den Denkmalwächter, erfahren werden wir es nie. Ganz geheuer ist er mir jedenfalls nicht, aber was ist schon geheuer: Das ganze Land ist nicht geheuer, der ganze Kontinent, die ganze Welt ist nicht geheuer...

Obwohl man alles deutlich vor sich sieht: Den pittoresken Platz, gegenüber den Bahnhof, die Mitternacht, den Vollmond, den sternenklaren Himmel, das im Laufe der Jahrzehnte zu einer Verkehrsinsel degradierte Schlachtross, selbst tagsüber nur we-

nige Tuk-Tuks und Taxis, manchmal ein UN-Jeep; Einsatz: Horn von Afrika.... Obwohl am Place de la Gare alles friedlich scheint, ist man als „Farangi“ (Fremder) des Nächtens um eine uneinnehmbare Aussichtsplattform wie diesen prächtigen Hotel-Balkon sehr dankbar.

Da schlendert einer auffällig cool zur Disko hinüber, deren DJ jede Nacht bis morgens Vier zu einer Psychedelischen werden lässt. Von wertvollen Klassikern wie „Lambada“, über MC Hammer, bis hin zur unvergessenen Kim Wilde - meist unbekanntes, unbedeutendes 80er-B-Seiten-Geschrammel. Manchmal echter tiefer Reggae, aber er packt sie hier nicht wirklich. Sie wollen nicht noch tiefer in ihrem ureigenen Roots-Rhythmus abtauchen. Dieser aggressive Kram hingegen weckt sie auf.

Dire Dawa, eine niemals große, aber ehemals bedeutende Stadt. Für uns war sie eine große Überraschung: schön, positiv und der ganzen Welt weit geöffnet. Nur leider kommt kaum noch jemand hier her, man merkt es an den unverschämt günstigen Preisen.

## Harar

Drei volle Tage sind wir nun in Harar, der bedeutenden, arabisch aber auch ein wenig indisch geprägten großen Kulturstadt des abessinischen Ostens.

Mehr zu dieser Stadt, sofern sich in den verbleibenden zehn Tagen dieser Reise die Zeit finden sollte, weiter zu schreiben. Was allerdings fraglich ist, geht es doch schon heute Abend zurück nach Addis Abeba und von dort aus in den Norden. Die wichtigsten Kulturstätten des Landes liegen vor uns, und es ist zu vermuten, dass uns Orte wie Lalibela, mit seinen in Fels gehauenen Kathedralen, die alte Königsstadt Gondor, auch be-

kannt als „Afrikas Camelot“ oder Bahir Dar an der Quelle des blauen Nil ganz in ihren Bann ziehen werden.

Nur eines schon an dieser Stelle zu Harar...

Ja, wir wählten dieses – im Übrigen sehr angenehme – „Hotel Tewodros“ sehr bewusst und freiwillig, aber das, was sich täglich ab etwa 19 Uhr rund um unser Hotel abspielt, ist krasser und intensiver als erwartet; eines jener Dinge, von denen man erst auf Reisen erfährt, dass es sie überhaupt gibt:

Beim Anblick der ersten Hyäne, keine 2 Meter entfernt am Straßenrand, wären wir vor Schreck noch fast gestorben, aber inzwischen gibt es keinerlei gegenseitige Berührungängste mehr! Täglich, sobald es dunkel wird, kommen ca. 25 dieser gebückten, unschönen Tiere aus den Bergen zur Fütterung in die Stadt und ziehen dann weiter an ihre Lieblingsstelle auf den sandigen Fußballplatz hinter unserem Hotel.

Große Tiere, stark, nicht Hund- nicht Katz, angeblich mit sieben Pferdestärken ausgestattet, ziehen sie die zu kurzen Hinterbeine hoppelnd hinten nach. Mit ihrem gefleckten, struppigen Fell, fiesem Lefzen, stockschwarzen Kulleraugen, kleinen Mickey-Mouse-Ohren, langen aber dicken Hälsen kommen sie seit 800 Jahren in die Stadt, ist ihr regelmäßiges Erscheinen zum Ritus geworden und erst viel später zu einer Attraktion.

Hier sind es domestizierte und doch freie Exemplare, jeder versichert, dass keine Gefahr von ihnen ausgeht, und bisher gab es auch nicht den geringsten Ansatzpunkt, etwas anderes anzunehmen.

Am ersten Abend, hinten auf dem Sportplatz, mitten unter den Hyänen wurden wir von zwei Polizisten beraten. Der eine, gebürtig in Harar, verneinte die Frage, ob es stimmt, dass Hyänen auch Menschen, Hunde und ganze Esel reißen, entschieden. Ein bloßer Mythos sei das und mit den Hunden würden sie nur spielen, sagte er.

Doch sein Kollege, ursprünglich vom Land, wies ihn entschieden zurecht; in etwa so: „Bist du blöd? Natürlich reißen Hyänen alles, was ihnen in die Quere kommt! Diese hier haben nur keinen Hunger, weil sie vom Hyänen-Mann tagtäglich gefüttert werden! Was meinst denn du, warum der das macht? Und natürlich spielen sie nicht mit den Hunden, sie kämpfen! Wie kann man nur so naiv sein...!“

Irgendwann ziehen die noch immer in ihren Hyänen-Disput vertieften Polizisten von Dannen, der Hyänen-Mann ist ohnehin schon lange weg, und wir stehen jetzt alleine vor den über einen Meter hohen und bis zu zwei Meter langen Viechern, wie sie in einer Reihe aufgestellt so friedlich und verwundert die zwei Meter zu uns herüber schauen. Doch diese friedliche Szene hält nicht lange.

Plötzlich kommt es – wie mindestens einmal täglich – zum großen Showdown: Hunde gegen Hyänen, und wir: Mittendrin statt nur dabei! Was für ein schrecklicher Lärm! Welch eine Schlacht auf offener Straße. Spektakulär ausgeleuchtet von schwachbläulichen Straßenlaternen.

Natürlich nur, sofern es gerade Strom gibt in Harar.

./.

(c) 16.3.2007, Peter Oefele,

Dank an Kerk